



Annalise-Wagner-Stiftung
c/o Regionalbibliothek –
Marktplatz 1– 17033 Neubrandenburg

Annalise-Wagner-Preis 2018

Dr. Peter Böthig

Laudatio für Peter Walther

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lieber Peter Walther

„Schlagt die Germanistik tot / Färbt die Blaue Blume rot“ – diesen barbarischen Spruch riefen vor ziemlich genau 50 Jahren, im Sommer 1968, die Westberliner Studenten. Was für ein mörderisches Ansinnen!, selbst wenn es nur die gute alte Tante „Germanistik“ betraf.

Als dies geschah, war der heute und hier zu Ehrende, Peter Walther, gerade drei Jahre alt – ihm ist also keine Mitschuld an diesen kulturfeindlichen Eskapaden anzulasten. Zumal er, das kann man von heute ganz sicher sagen, einer ist, der damals nicht mitgelaufen wäre. Denn Peter Walther ist ein Germanist aus Leidenschaft.

Und so freue ich mich über die Gelegenheit, hier einmal ein Loblied auf die gute alte Germanistik anstimmen zu dürfen. Wenn auch eher auf eine angewandte Variante denn auf die reine akademische Literaturwissenschaft.

Es kommt ja nicht oft vor, dass ein Literaturwissenschaftler einen Preis erhält. Das hat seinen Grund sicher darin, dass die Literaturwissenschaft eigentlich eine „dienende“ Wissenschaft ist.

Sie dient oder will dienen a) dem Autor, der Autorin, dem oder der sie sich widmet, indem sie sein / ihr Werk erschließt, Bezüge aufzeigt, es einordnet in geistige, biografische und geschichtliche Zusammenhänge.

Sie dient b) dem Leser bzw. der Leserin (→ darf ich hier mit Ihnen vereinbaren, dass ich die weibliche und sämtliche queeren Sternchen-Varianten immer mit meine, ohne sie jedes Mal zu nennen? Dafür wäre ich dankbar.) – also: sie dient dem Leser, indem sie Zugänge sucht und aufzeigt zu Texten und Autoren, die sich vielleicht dem einfachen, schnellen Verstehen versperren. Sie gibt dem Leser Deutungen oder Hintergründe an die Hand, die ihm beim Verständnis oder auch beim Lesevergnügen hilfreich sein können.

Und sie dient c) der Literatur selbst – als dem universalen Medium der menschlichen Selbstverständigung. Was ist damit gemeint? Ich glaube, dass nirgends so tief wie in der Literatur das Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen ausgeleuchtet wird – von den höchsten Wonnen bis zu den verabscheuungswürdigsten Abgründen und Untaten. (Sie merken, wir nähern uns Hans Falladas Biografie.)

Auf diesem Gebiet zu arbeiten, kann ein großes Glück sein – und es so gekonnt, fast virtuos zu tun wie der hier zu Lobende – das kommt dann allen Dreien, dem Autor, dem Leser und der Literatur, zugute.

Peter Walther, habe ich gesagt, ist ein Germanist aus Leidenschaft. Er versteht nicht nur sein literaturwissenschaftliches Handwerk, er hat auch, was man Intuition für Literatur nennt. Und er fischt gern in den Randgebieten der Bücherwelten. Zu denen gehören die Bilder.

So hat er mehrere Bücher zur Fotografie herausgegeben, zuletzt eine Auswahl aus den über 180.000 Photographien, die die Farm Security Administration in den USA in den 1930er und 1940er Jahren im Zusammenhang mit dem „New Deal“ anfertigen ließ – nachdem das Land durch die Weltwirtschaftskrise und einige furchtbare Naturkatastrophen in der sogenannten „Großen Depression“ versunken war.

Eine große Leidenschaft hegt er für die frühe Farbfotografie. Schon 2004 und 2005 hat er die historischen Farbaufnahmen von Rudolf Hacke aus Berlin und der Mark Brandenburg von 1912 wiederentdeckt und als ein zweiteiliges Fontane-Brevier neu herausgegeben. Es folgten: „Deutschland in frühen Farbfotografien“ (2009) und: „Der erste Weltkrieg in Farbe“ (2014).

Ein weiteres Interesse von ihm ist die Alltagsfotografie. Davon zeugen seine Bücher und Ausstellungen: „Kindheitsbilder. Alltagsfotografie in Brandenburg seit 1848“ (2013) und: „Geschichte des Handwerks in Brandenburg. Fotografie von 1890 bis 2000“ (2016). Beiden Projekten gingen Aufrufe an die Brandenburger Bevölkerung voraus, aus ihrem Familienbesitz private Fotografien zur Verfügung zu stellen. Das Ergebnis waren wunderbare Einblicke in den im Bild festgehaltenen Alltag und die Lebensweise früherer Generationen.

Die Liste der von ihm herausgegebenen Bücher ist aber noch viel länger. Sie reicht von Publikationen über Peter Huchel und Günter Eich bis zu Goethe und Thomas Mann. Zehn Jahre hat Peter Walther auch regelmäßig für die TAZ geschrieben. Das TAZ-Archiv weist 124 Texte von ihm auf, von 1990 bis 2000, die man heute noch nachlesen kann. (So etwas kann ja gefährlich sein, seine „Jugendsünden“ heute im Internet wieder zu finden. Nun, ich habe ein paar Stichproben gemacht: Die Texte können auch heute gut bestehen.)

Dieses für einen Germanisten eher breite Interesse hat wohl auch mit seinem Studium zu tun. Peter Walther studierte neben der Literaturwissenschaft auch Kunstgeschichte, und zwar in Greifswald (zufällig (?) die Geburtsstadt von Rudolf Ditzgen alias Fallada), dann in Berlin und in Essen. Und promoviert wurde er 1995 nicht über ein literarisches Thema, sondern über ein Bildwerk: den Berliner „Totentanz zu St. Marien“.

Dennoch ist Peter Walther der Literatur nicht entflohen. Er ist im Hauptberuf einer der beiden Geschäftsführer des Brandenburgischen Literaturbüros in Potsdam. Hier erforscht und präsentiert er hauptsächlich die brandenburgische Literatur- und Kulturgeschichte – von den ältesten Zeugnissen aus dem späten 13. Jahrhundert, die in der Manessischen Liederhandschrift überliefert sind, bis in die Gegenwart.

Das von ihm mitbegründete Online-Portal „Literaturport.de“, das einen umfassenden Überblick über die Literatur aus Berlin und Brandenburg bietet, erhielt 2008 sogar den Grimme Online Award.

Peter Walther ist also einer, der sich genauso in die Tiefe wie in die Breite der literatur- und kulturgeschichtlichen Traditionen begibt. Und er ist, ausgewiesen als Kurator mehrerer Literatausstellungen, ein „Recherche-Profi“. Er kennt die Methoden, wie man aus einer amorphen Masse an Informationen ein lesbares (Buch) oder eben begehbares (Ausstellung) literaturgeschichtliches Vademekum herstellt.

Dieser Prozess ist so spannend und lustvoll, dass ich hier kurz aus dem Nähkästchen plaudern will: Am Anfang steht die Recherche. In Archiven und Nachlässen muss zunächst einmal alles gesucht (und auch gefunden!) werden, was zu dem Thema überliefert und erhalten ist. Ich kenne das aus eigener Erfahrung – es sind zuweilen fast detektivische Exkurse nötig, um z.B. in eigentlich abgelegenen Materialien einen vielleicht entscheidenden Hinweis zu entdecken. Dazu müssen Handschriften und Typoskripte gesichtet und evtl. transkribiert werden, Fotografien müssen zugeordnet werden, Namen recherchiert und Beziehungen rekonstruiert werden. Aus der Materialfülle entsteht nach und nach ein überkomplexes Tableau, eine wild wuchernde, halb im Dunklen verbleibende, halb einigermaßen ausgeleuchtete Informationsmenge.

Dann gilt es, einen roten Faden zu spinnen, das Material zu sortieren, zu strukturieren und Schneisen zu schlagen, oft auch, einiges wegzulassen (was immer schwer fällt, aber auch immer notwendig ist – schon um nicht in der Fülle zu „ersaufen“). Das ähnelt dem Komponieren: fast wie bei einem Musikstück muss man entscheiden, wo sind die schnellen und die langsamen, die lauten und die leisen Stellen, wo gehe ich in die Tiefe und wo reicht vielleicht eine Andeutung.

Und zum Schluss das Inszenieren, also das Aufbereiten für ein Publikum. Das ist der poetischste Teil der Arbeit. Bei einer Ausstellung geht es dabei um Licht, um die Wirkung von Objekten im Raum, um Fragen der Ausstellungstexte usw. Man nennt das Szenographie.

Bei einem Buch muss nicht nur eine angemessene, möglichst interessante Sprache gefunden werden, es müssen vielfältige weitere Entscheidungen getroffen werden: Soll chronologisch erzählt werden, wie nahe bleibe ich an den Dokumenten, wie viel interpretiere ich, soll der Erzähler sichtbar sein oder verschwinden usw. Peter Walther hat sich z.B. bei seiner Fallada-Biografie für das „historische Präsenz“ entschieden, das sehr nahe an die Figur heran rückt.

Mit der „Inszenierung“ entsteht erst das eigentliche Produkt, das die Germanistik mit dem schrecklichen Wort „Rezeptionsvorgabe“ bezeichnet. Hier erst wird die Aufmerksamkeit des Lesers oder Betrachters gewonnen oder verloren.

Und hier ist Peter Walthers Fallada-Biografie wirklich vorbildlich und in der Tat preiswürdig. Der Autor erweist sich nicht nur als Kenner, der sein Material souverän beherrscht, es material- und detailreich ausbreitet, sondern auch als ein Stilist, der es zu bändigen und dem Leser nahezubringen versteht.

Wer so in die Tiefen, auch Abgründe einer Person schaut, der braucht schon einige Souveränität, um weder im Sog dieser Persönlichkeit zu verschwinden, noch aus heutigem Wissen heraus scheinbar überlegene Urteile abzugeben.

Und ich glaube, das ist ihm, mit einer guten Balance aus analytischer Distanz und Einfühlung, gelungen, den beseelten Künstler und den schwierigen und zerrissenen Menschen Fallada, in seinen Ambivalenzen und Widersprüchen zu zeigen und dem Leser zu erklären.

Es ist ja auch ein temporeiches, zum Teil hoch konzentriertes, dann wieder rauschhaftes Leben, spannend wie die Romane von Fallada selbst, das sich vor unseren Augen auftut: „Hier der disziplinierte Arbeiter, der pedantisch den Alltag plant, der respektierte Landwirt, der liebende Familienvater und zuverlässig für seine Angestellten sorgende Vorstand des Hauses, der Schriftsteller, der mit beachtlichen Einkünften die wirtschaftliche Grundlage seines Kleinbetriebes sichert. Und dort der Künst-

ler, bedrängt von seinen Dämonen, der Frauenheld, der politische Opportunist, der Tobsüchtige, der Alkoholiker und Morphinist“¹, so fasste Peter Walther zusammen.

Sicher war es ein Vorteil, dass er neue Quellen auswerten konnte.

Neben den etwa 8.000 Briefen im Fallada-Archiv ein bis dahin unbekanntes Konvolut an Briefen aus seiner frühen Berliner Zeit im Ersten Weltkrieg, der Zeit seiner ersten großen Liebe. Dann natürlich die wieder aufgefundenen Krankenakten vor allem aus der Psychiatrie, die oftmals das von Fallada selbst gezeichnete, eher harmlose Bild seines Zustands und seiner Morphin- und Alkoholsucht deutlich korrigieren.

Drittens die – bisher gesperrten – Briefe an seine Frau von 1943, als Fallada auf Einladung des „Reichsarbeitsdienstes“ zwei Luxusreisen in Frankreich unternahm, um ein in Auftrag gegebenes Reise-Tagebuch aus den besetzten Gebieten zu erarbeiten. Und nicht zuletzt das erst in den letzten Jahren vollständig transkribierte Alt-Strelitzer Gefängnistagebuch von 1944, in dem er, selbst vom Tode bedroht, mit dem NS-Regime abrechnet.

Diese umfassende Quellenlage begünstigte Peter Walthers Vorhaben, „das Leben des Schriftstellers dicht entlang der Quellen zu schildern“² wie er selbst schreibt. Dabei „komponiert“ und „inszeniert“ er aus der Fülle der konkreten Details ein dicht gewebtes und sehr lebendiges Bild des Autors. Interessant ist, was konkret ist: z.B. dass Fallada gern angelte, oder dass er 120 Zigaretten am Tag rauchte.

Und es ist auch einfach gut geschrieben. Man muss es nämlich einschränkend zum eingangs erteilten Lob sagen: das ist eben oft leider nicht der Fall bei schreibenden Germanisten. Umso so schöner – und dem beschriebenen Leben auch angemessen, dass in Peter Walthers Fallada-Biografie profunde literaturwissenschaftliche Sachkenntnis und ein flüssiger und lebendiger Stil zusammenfinden.

Das ist zum Teil richtig elegant, etwa wie diese verkürzten, oft leicht bizarren Zitate, die, wie in barocken Romanen, den jeweiligen Kapiteln vorangestellt sind, den Leser schon mal gespannt machen, was nun wieder in diesem an Volten, Wendungen und Brüchen so reichen Leben geschehen wird.

Es sind aber auch krasse Widersprüche, die es darzustellen galt, etwa wenn man erfährt, dass Fallada parallel zu dem Gefängnistagebuch, in dem er sich seinen Hass gegen den Nazi-Terror von der Seele schreibt, an einem antisemitischen Auftragsroman arbeitet, den er später wiederum verschwinden lässt.

Generell schildert Peter Walther mit behutsamer Genauigkeit und historischer Sensibilität Falladas taktierendes Verhalten im Dritten Reich, und bettet es ein in die historischen Kontexte. Über die Arbeitsdienst-Lager in Frankreich heißt es dann beispielsweise lapidar, sie seien „im Baukastensystem errichtet worden, mit Strom, Heizung, Wasser und Abwasserleitungen – ein Komfort, auf den andere von Deutschen betriebene Lager zur gleichen Zeit verzichten“³ mussten. Diese Andeutung genügt, um blitzartig den Zeitbezug herzustellen.

An früherer Stelle heißt es über den kommerziellen Misserfolg seines Frühwerks „Anton und Gerda“ von 1923: „Kaum mehr als 400 Exemplare gingen über der Ladentisch. Die Menschen haben andere Sorgen und Rudolf Ditzen eigentlich auch.“⁴

Dieser Stil ist angenehm zurückhaltend, von großer Souveränität und Vertrauen sowohl in die eigenen literarischen Fähigkeiten wie auch in die Verstehensbereitschaft des Lesers geprägt.

¹ Peter Walther: Hans Fallada. Die Biographie. Aufbau Verlag, 2017, S. 437

² Peter Walther: Hans Fallada. Die Biographie. Aufbau Verlag, 2017, S. 512

³ Peter Walther: Hans Fallada. Die Biographie. Aufbau Verlag, 2017, S. 317

⁴ Peter Walther: Hans Fallada. Die Biographie. Aufbau Verlag, 2017, S. 119

So gelingt Peter Walther, wie es die Jury in ihrer Begründung schrieb, eine Biografie in einem „warmherzigen Ton, in dem sich die kritische Distanz des Literaturwissenschaftlers mit Respekt und sensibler Empathie verbinden“.

Meine Damen und Herren,
die Blaue Blume, die die frevelhaften Studenten vor 50 Jahren dummerweise rot färben wollten, ist ein zentrales Symbol der Deutschen Romantik – von Novalis bis Eichendorff und Chamisso.

Sie steht nicht, wie später oft missdeutet wurde, für Weltabgewandtheit oder irgendwelche Esoterik. Sie steht für das Streben nach Erkenntnis des menschlichen Lebens – womöglich im Einklang mit der Natur und mit sich selbst.

Also sagen wir 50 Jahre nach den studentischen Revoluzzern: Schlagt die Germanistik lieber doch nicht tot (erst recht natürlich nicht die Germanisten), sondern lobt sie und lasst sie, an der Seite der Dichtung, wie dies vorbildlich Peter Walther in seiner Fallada-Biografie getan hat, weiter nach der Blauen Blume suchen.

Lieber Peter, ich gratuliere dir herzlich zu diesem Preis – und bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit!

Dr. Peter Böthig
Neustrelitz, 30.06.2018

Dr. Peter Böthig

ist Leiter des Kurt-Tucholsky-Literaturmuseums im Schloss Rheinsberg und des Alfred-Wegener-Museums Zechlinerhütte,
Mitglied des Vorstands der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten sowie u. a. der Christa-Wolf-Gesellschaft,
Autor und Herausgeber von Publikationen u. a. zu Kurt Tucholsky, Christa und Gerhard Wolf